

## Mediävistik in heutiger Zeit Fragen an die Geschichte \*

JOHANNES FRIED

Die Frau lachte auf: »Leute, hört Euch das an. Der Mann behauptet, ›wir lernen nur aus der Geschichte‹. Die Tischgesellschaft stimmte ins Gelächter ein, ungläubig ob so närrischer These, amüsiert, die ganze Runde höhnisch. Aus der Geschichte lernen – lächerlich! In der Tat, ich bekräftigte, was ich soeben zu erklären versucht hatte: »Wir, wir Menschen, lernen nur aus der Geschichte – und sonst aus gar nichts. Unser gesamtes Wissen und Können fließt aus den Erfahrungen in der Vergangenheit.« Der Spott freilich stopfte mir umgehend den Mund. Gewiß, auch ich kenne die gegenteilige Meinung. Wir alle kennen sie. Sie wird gerne zitiert, findet lebhafteste Zustimmung, als lebten wir Menschen, Hunden gleich, in den Tag hinein; als zehrten wir von unserer Unbelehrbarkeit. ›Nichts aus der Geschichte gelernt!‹ Belesene berufen sich hierzu gar in eifertigem Mißverstehen auf Hegels einleitende Bemerkungen zu seinen »Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte«. Ein Joker an Wahrheit. – Was haben wir falsch gemacht, daß man über uns spottet, uns auslacht, wenn wir die schlichteste Wahrheit aussprechen: Daß wir Menschen aus der Geschichte lernen und sonst aus gar nichts?

Ich möchte nicht mißverstanden werden, schon gar nicht tagespolitisch: Indes, was ist mit der Geschichtswissenschaft geschehen, wenn der Präsident eines Landesrechnungshofes die Geisteswissenschaften faktisch zu streichen empfiehlt, wenn an einer Universität wie Tübingen Historiker, auch Mediävisten das Feld tatsächlich räumen sollen, um Biowissenschaftlern Platz zu machen; oder wenn ein Bundeskanzler eine Ethik-Kommission beruft ohne einen einzigen Historiker, ohne Historikerin? Als hätten das Klonen, die Entschlüsselung des Genoms, die Embryonenforschung, die Gentechnik, um die es geht, irgend Ethik hervorzubringen vermocht; als hätten nicht das antike und mittelalterliche Judentum und Christentum, die Propheten, die Philosophen, die Kirchenväter und Rabbinen, die Theologen, die Juristen, die Dichter, auf deren Schultern wir stehen, der Islam und seine Mullahs *je in ihrer Zeit- und Gesellschaftsbedingtheit* die Grundlagen jener keineswegs einhelligen Verhaltensnormen und Maßstäbe des Handelns gelegt, denen die Menschheit heute folgt und denen alle Naturwissenschaft und alle Welt, in der sie wirkt, sich stellen müssen; als sei heutigentags menschliches Handeln der Geschichte

\* Nachfolgend kommt unverändert der Festvortrag zum Abdruck, wie er am 5. Oktober 2001 im Saal des Archäologischen Landesmuseums Konstanz gehalten wurde. Eine überarbeitete, erweiterte und um die Zitatbelege vermehrte Fassung erscheint unter dem Titel: »Die Aktualität des Mittelalters. Gegen die Überheblichkeit unserer Wissensgesellschaft« separat im Jan Thorbecke Verlag, Stuttgart 2002.

entrückt; als hätte unsere Zeit nichts von der *Relativität aller Werte* gehört; kurzum: als sei die Geschichte entbehrlich, gar überflüssig, wenn es um den Menschen geht.

Zumal wir Mediävisten, beispielsweise wir hier in Konstanz oder auf der Reichenau? Werden wir Opfer unseres eigenen Tuns? Huldigen wir einem uns verschlingenden Mittelalterbegriff, dessen Schlund wir nicht mehr entrinnen? Peter von Moos hat darauf hingewiesen, welche unterschiedliche Begriffe die europäischen Nationen vom Mittelalter besitzen, wie etwa in Italien, dem Land der »Aurea Roma«, der Legistik, der Renaissance, stärker die *Kontinuität* denn irgend *Kulturbrüche* reflektiert werden; wie in Frankreich das Mittelalter die *Nation* gebar; wie die Deutschen in demselben bald eine herbeigesehnte »Traumzeit« (das Zeitalter *einiger* Christenheit) entdeckten, bald eine *belanglose Zwischenzeit* zwischen der Antike und der Epochenwende von Renaissance und Humanismus. Wurde damit hierzulande das Mittelalter *bleibend* stigmatisiert? Ich fürchte es. Alles nämlich, was die Geschichtsforschung zu bedenken geben könne, sei, so läßt man uns spüren, in Antike und Neuzeit belangvoller, der Wahrheit, freier Selbstentfaltung näher, rational und aufgeklärt, sei wirklicher Fortschritt, statt verworren, autoritätsgläubig und selbstverschuldet unmündig.

So könnte das vor über einhundert Jahren ausgesprochene Urteil des Völkerkundlers Michael Haberlandt, seinerzeit »k. u. k. Custos der ethnographischen Sammlung des naturhistorischen Hofmuseums und Privatdozent an der Universität Wien«, mithin keines Laien, noch immer der allgemeinen Einstellung gegen die mittleren Jahrhunderte entsprechen, daß nämlich die antike Wissenschaft »in geminderter und verwirrter Gestalt« vom Mittelalter übernommen worden sei, und so auch das völkerkundliche Wissen. »Allerlei Fabelwesen fremder Völker huschen an dem geographischen Horizont der mittelalterlichen Bildung herum.« ... »Da bricht das Entdeckungszeitalter an«, und alles klärte sich auf; so Haberlandt. Was tut's, daß schon im 9. Jahrhundert der angelsächsische König systematisch Seefahrer nach der Welt nördlich des Polarkreises befragte? Daß jene Fabelwesen antike Erfindungen waren, denen die mittelalterlichen Gelehrten skeptisch gegenübertraten? Daß die ersten europäischen Asienfahrer im 13. Jahrhundert das falsche antike Wissen an der geographischen Realität systematisch kontrollierten und korrigierten? Unsere Welt, das 19., 20., selbst das junge 21. Jahrhundert, lechzen noch immer nach einem *finsternen* Mittelalter, fern ihres eigenen Wissens, um sich in die Brust werfen, um sich, Kindern gleich, an geliehener Größe, am Fortschritt berauschen zu können; und Vorurteile, eingetrichtert beispielsweise durch die Schule, erfreuen sich bekanntlich des allgemeinen *Konsenses*, ersparen, wie falsch auch immer, da alles allen bekannt, jegliche Forschung und dem Staat, der sich bei dem Appell an sie der Zustimmung aller gewiß sein darf, unendlich viel Geld. Was wiegt schon die Wahrheit gegen den Rotstift?

Wohlmeinende – wie etwa ein dem Mittelalter gewidmetes Heft eines bekannten Magazins – empfehlen uns, uns »mythischen Herrschern« wie Karl dem Großen oder »protofeministischen Vorbildern« wie Hildegard von Bingen zuzuwenden, uns so der »spätkindlichen Traumata« zu entledigen, die »mit Datenkolonnen über die mesopotamischen Herrscherhäuser«, »mit komplizierten Erörterungen der Strategien im Peloponnesischen Krieg« quälten. Eine Art Selbstreinigung also, um verschreckte Leser wiederzugewinnen? Wer aber intendiert heute solche Qual? Sollten wir uns wieder

anheischig machen, wie früher gesellschaftliche und politische Legitimationsstrategien zu entwerfen? Vordenker zu sein?

Das politische *Legitimationsgeschäft* treten wir gerne an andere ab. Gleichwohl, würden wir uns *allein* der Erforschung abgelegener Jahrhunderte widmen, ohne über den mediävistischen Tellerrand hinaus auf unsere Gegenwart zu schauen, wir wären ohne Nutz, nutzlos nämlich für das Leben; betrieben unsre Kunst um ihrer selbst willen, abseits, auf einer gesellschaftlichen Spielwiese, die, wie jeder Vergnügungspark, straflos geschlossen werden dürfte. Eine solche Annahme könnte in der Tat jene Spötter, jene Kommission auf den Plan gerufen haben. Und es wäre ihnen zuzustimmen: Wer über das Mittelalter nicht hinausdenkt, versteht vom Mittelalter nichts.

Doch warum uns mit Skrupeln plagen, wo dankbarere Aufgaben unserer harren, wo beispielsweise Heerscharen von Touristen Jahr für Jahr in die alte Zisterze S enanque, inmitten des Ferienlandes Provence, pilgern oder hoch auf den Hohenstaufen keuchen; wo die vielen kostbaren Altertümer, die uns umgeben, die Kirchen, die Gemalde, die Handschriften, die zahllosen Zimelien unserer Fürsorge bedürfen? Sie verlangen detailgetreue Konservierung, erhellende Deutung, sachkundige Führung. *Ciceroni* also fürs nationale und Weltkulturerbe? Beschlagene Museumsführer? Das wäre in einer Lustgesellschaft wie der unseren gewiß eine lohnende Aufgabe, rechtfertigte aber schwerlich den ganzen Aufwand an Forschung, den wir betreiben. Will diese Gesellschaft denn wirklich die Dinge so genau wissen, wie wir sie zu erforschen trachten? Welch einen Gewinn – von der metaphysischen Frage nach der Wahrheit einmal abgesehen – brächte es denn, wenn, sagen wir, sich ergäbe, daß Uta – jene von Naumburg – nicht mehr Uta sondern Reglindis, und jene Reglindis nicht mehr Reglindis sondern Swanhildis wäre?

Gerne werden die attraktiven Ausstellungen der letzten Jahrzehnte zum Beweis für öffentliches Mittelalterinteresse heraufbeschworen. In der Tat, sie waren Renner, schufen Arbeitsplätze, lasteten Eisenbahnen und Busse aus, ließen die D-Mark rollen: »Karl der Große« in Aachen, »Die Staufer« in Stuttgart, »Die Salier« in Speyer, »Bernward von Hildesheim« in seiner Bischofsstadt, »Otto der Große« eben in Magdeburg ... Der Blick aufs Mittelalter bereitet anscheinend ästhetisches Vergnügen, befriedigt wohl auch die Lust auf Archaisches, auf Exotik, einen gewissen Voyeurismus, wie der Literaturhistoriker Karl Heinz Bohrer unlängst treffend bemerkte. Wir können sichtbar machen, was wir wissen. Doch sei Vorsicht angemahnt. Mit solcherart Aktivität konkurrieren wir Vergangenheitsforscher mit der seriösen und weniger seriösen *Unterhaltungsbranche*, mit Vergnügungsparks und Anbietern für Abenteuer-Urlaube, mit Fan-Clubs für Ritter- oder Fußballvereine, mit Turnierspielen, Mittelalterm rkten und dergleichen mehr und rechtfertigten schwerlich die teuren staatlichen Zuwendungen an uns.

Andernorts beunruhigt die Frage: »Wie ... die Ritter von heute zu einer gepflegten R stung« kommen? Die Antwort findet sich auf der folgenden Seite; dort nämlich steckt der Photograph »sein Modell in die eiserne Herrenkluft von einst«. Ein hübsches Gesicht mit langen Wimpern und dunklen Haaren und großen Augen in einer barocken R stung blickt einen nun an. Jeanne d'Arc in jederfrau? Geheime *Sehnsüchte nach Schlicht- und Einfachheit*, nach urw uchsigem Heroinentum in der Hightech-Gesellschaft? Nach Abkehr von der Moderne? Der Mediävist als Guru?

Indes, auch solcher Art Lust stumft mit der Wiederholung ab, wird schal. Ausstellungen, und präsentierten sie die kostbarsten Raritäten, bieten dann bloß »den üblichen Mix aus Urkunden, Kunstobjekten und einzelnen ... Alltagsgegenständen«, wie es gelangweilt in einer Rezension der Magdeburger Otto-Ausstellung hieß. Bald hat man genug der silbernen Taufschalen, stilisierten Herrscherbilder und rostvernarbten Schwerter gesehen; und selbst die schöne adelsstolze »Uta von Naumburg« verliert nun ihren Reiz. Haben wir Mediävisten zu den Lebensbedürfnissen der heutigen Welt nicht wichtigeres beizutragen? Halten wir also den Modernisierungsschüben unserer Gegenwart nicht stand?

Aber die Bildung! Verspricht der Geschichtsunterricht nicht *humanistische »Bildung«*? Was also bildet und bildet wozu? Können wir Mediävisten noch Ziele formulieren, wie sie jedes Bildungsprogramm verlangen muß? Eine bekannte Wochenillustrierte begann im April des Jahres 2000 eine »neue Serie: Faszination Mittelalter« – unter dem Motto: »Herrscher Huren Heilige.« Wäre es das? Welche Art Orientierung folgte daraus? Ist, um ohne Stabreim zu formulieren, ein Wissen um »Canossa«, den staufisch-welfischen Thronstreit, »Bouvines« (keineswegs mehr allgemein in deutschen Bildungskreisen erinnerte Beispiele welthistorischen Geschehens), gar um versunkene Verfassungsstrukturen und verbrauchte Rituale, ist solches Wissen mehr als ein vielleicht vergnüglicher, letztlich indesens ersetzbarer, in keiner Weise handlungsleitender Ballast für die unvermeidliche Fahrt in eine von Biowissenschaften beherrschte Zukunft? Totes Wissen mithin statt Bildung, die zum Bilden befähigt?

Es muß uns zu denken geben, daß wir bei aller Ernsthaftigkeit und popularisierenden Präsentation unserer Forschungen es nicht vermochten, die Mediävistik angemessen an den Schulen und in universitären Examensordnungen zu halten, dort also, wo Humanismus und schöpferischer Weitblick grundgelegt werden müssen. Wer immer die Unterrichtspläne macht, attestiert dem Mittelalter wenig Nutzen für eine auf das Humanum gerichtete Erziehung – gemindert eben und verwirrt, wie es der k. u. k. Ethnologe Haberlandt einst ausdrückte. In der Tat, was bedarf ein Fußballkaiser des Wissens um den Kaiser im Schnee von Canossa? Um Schnee von gestern?

Wir leben in einer Gesellschaft, die sich stolz eine Wissensgesellschaft dünkt und damit die sich überschlagenden Umbrüche im Wissen, symbolisiert im atemberaubenden Erneuerungsbedarf elektronischer oder virtueller Wissensbereiche meint, im Cyberspace, für den selbst ein Karl der Große nichts bedeutet. Hat der »floating gap«, das mit dem Leben fortschreitende Vergessen, endlich unser Mittelalter erreicht? Macht das rasante Veralten eines gestern noch aktuellen Wissens die Welt vor tausend Jahren zu kennen entbehrlich? Gehört das Mittelalter nicht mehr zu jener Vergangenheit, über die unsere Kultur sich Rechenschaft ablegen sollte? Versagen sich uns somit die überkommenen Modelle von *Geschichte als Bildungsgut*? Goethes Verszeilen im »Buch des Unmuts« aus dem »West-Östlichen Divan«, Generationen von Schülern ins Stammbuch geschrieben, – »Wer nicht von dreitausend Jahren / sich weiß Rechenschaft zu geben, / bleib' im Dunkeln unerfahren, / mag von Tag zu Tage leben.« –, Napoleons Ansprache an sein Heer im Angesicht der Pyramiden (wenn sie denn historisch) – »Soldaten, vierzig Jahrhunderte schauen auf euch herab« – die ganze Einsicht: Makulatur?

Heutige Wüstenkämpfer bedürfen keiner mittelalterlicher Geschichte. Aber vielleicht der Kampf um den Frieden? Vielleicht, um den »Alten vom Berg«, den Herrn der

Assassinen, in die Schranken zu weisen? Es sind mitunter Jahrhunderte und Jahrtausende alte Traditionen, in die Tiefen der kollektiven Psyche eingegrabene Gruppenidentitäten, die noch die Gegenwart in Krieg und Terror treiben. Ach, könnte auf sie doch ein Landesrechnungshof seinen Rotstift ansetzen. Er mag die Geschichtswissenschaft streichen, der Geschichte entkommen, vermag er nicht. Alle europäischen Nationen, alle religiösen Fundamentalismen wurzeln mit ihren Traditionen, mit ihrer Überzeugungsmacht im Mittelalter oder noch tiefer. Wie uns da orientieren? Wir Menschen lernen aus der Geschichte oder aus gar nichts.

Was also haben *wir* Mediävisten falsch gemacht, daß man uns so behandeln darf? Haben wir etwa – versunken in Forschungen, die außer uns niemanden interessieren – in Verfassungsgeschichte, in Konflikte, Mentalitäten, versunken ins Gebetsgedenken, in Markt- und Städtewesen, in Königspfalzen, in schwäbische Landesgeschichte, in Klöster und Stifte, in die Rituale abgelebter Zeiten – haben wir mit all diesen und dergleichen Betrachtungen mehr, Forschungen betrieben, die dem Leben ab- und dem Nutzlosen und Überflüssigen zugewandt waren?

Haben wir *den lebenden Menschen, den Mitmenschen, aus dem Auge verloren*? Den Menschen von heute, in dem alles sich schürzt, was wir erforschen, Hoffnungen weckt und Kräfte entfesselt, unseren Adressaten aus den Augen verloren? Haben wir – einer stigmatisierten Epoche zugewandt und darüber zu Fachidioten geworden – uns allein dem Nachteil der Historie für das Leben verschrieben, ohne ihren Nutzen ins Auge zu fassen? »Belehrung ohne Belebung« zelebriert? Und läuft uns jetzt das Leben davon, weil es unsere Belehrung nicht mehr benötigt?

Zur Antwort möchte ich mich zwei Sachverhalten zuwenden, die mir von grundlegender Bedeutung zu sein scheinen, ohne bislang angemessene Würdigung erfahren zu haben. Der eine wendet sich vorwiegend nach außen, der andere wesentlich nach innen. Zunächst halte ich die Geschichtswissenschaft (I) für eine Erfahrungs-; sodann (II) für eine Kognitions- und Lebenswissenschaft. Die Mediävistik partizipiert an beidem.

## I. Geschichtswissenschaft als Erfahrungswissenschaft

Einblicke ins Mittelalter konfrontieren, davon konnten jene Ausstellungen durch Augenschein überzeugen, mit dem ganz Anderen. Es fordert in seiner Fremdheit zur Auseinandersetzung heraus und relativiert damit die Maßstäbe der Gegenwart. Könnten wir somit soziale und politische *Phantasie und Kreativität* aktivieren, hilfreich zur Gestaltung unserer eigenen Gegenwart, indem wir beispielsweise Handlungs- und Denkmuster einer pränationalen Welt oder religiöser Fundamentalismen sammeln und vergleichen – sie sind ja der Geschichte der lateinischen Kirche nicht fremd; ich erinnere an die im Albigenserkreuzzug in Brand gesteckte Kathedrale von Beziers mit ihren Tausenden von Toten, an den Terror der Inquisition –, auswerten um die Relativität auch nationaler Werte, einen neuen Umgang mit radikalreligiösen Postulaten einkalkulieren und eine transnationale Welt konzipieren, eine fundamentalistisch agierende abschätzen zu lernen? Um den Denkstil, den unsere Gegenwart befolgt, zu kontrollieren und zu korrigieren, seine

Leistungskraft und Grenzen? Es geht um Bedingungen der Erkenntnis des Abwesenden und Fremden.

Ich erlaube mir, noch einmal den »West-Östlichen Divan« zu befragen – und zwar die Anfangsverse jenes schon zitierten Gedichts: »Und wer franzet oder britten, / Italiänert oder teutschet, / Einer will nur wie der andre / Was die Eigenliebe heischet«. Diese »Eigenliebe« der europäischen Völker, das Eigenbewußtsein und die Eigenpropaganda nämlich ihrer Sprecher, läßt sich spätestens seit dem 12. Jahrhundert als politisch gestaltende Kraft erkennen, auch wenn sie sich anfangs nur schüchtern zu Wort meldete. Die Mutation des nationalen Gedankens oder der Religionen, ihre eigentümliche Beharrungskraft unterliegen dem Druck weit zurückweisender Erfahrungen. In der Tat, die europäischen Nationen sind älter, als es Zeithistoriker und Politiker gewöhnlich wahrnehmen; sie wurzeln im Nährstoff eines ganzen Jahrtausends; die Religionen noch tiefer.

Das bleibt nicht ohne Folgen für die Gegenwart, gerade auch jenseits der europäischen Grenzen. Der in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erfolgte Export des europäischen Nationalstaates in die übrigen Regionen der Erde – etwa in die einstigen europäischen Kolonien oder nach Asien – konfrontiert die jungen, zuvor unexistenten, traditionslosen Staaten mit impliziten abendländischen Erfahrungen, die sie nachzuholen keine Chance besitzen. Lern- und Akkulturations*zumutungen* sind die Folge; fremde Kulturen sollen in gedrängter Form sich einverleiben, was der Westen durch das Mittelalter und seitdem durchgemacht hat. Einige der Spannungen, die daraus resultieren, nicht alle, können Mediävisten angemessener deuten als gegenwartsnahe Politologen. Betroffen sind etwa die Entstehung und das Selbstbewußtsein von Völkern, aber auch so geschichtsschwere, westliche Werte wie Selbstbestimmung, Freiheit, Souveränität, Demokratie, Grund- und Menschenrechte, Individualität, die Würde des Menschen. Ihr Export stößt auf historisch bedingte Barrieren im Begehren, in den Denkstilen, im Weltbild.

Niemand denkt an eine naive eins-zu-eins-Relation; keine Situation wiederholt sich, nicht einmal in der eigenen Biographie. Und dennoch wachsen wir an unseren Erfahrungen. Das Mittelalter kann somit schwerlich *unmittelbar* als Ideenlieferant für heute dienen; gleichwohl ist es ein kollektiver Erfahrungsspeicher. »Geld« zum Beispiel, um neben Religion und Nation einen dritten Nervus rerum unserer Gegenwart anzusprechen, war damals ein substantielles, an materielle Werte – Silber oder Gold – gebundenes Symbol, mithin ein völlig anderes Konzept als im Zeitalter des »electronic banking«, wo nur noch Zahlenkolonnen verschoben werden und florierende Industrieunternehmungen übers Internet in die Krise gestürzt werden. Aber das Spiel von Marktzoll und freiem Markt wurde beispielsweise im Mittelalter zu spielen gelernt. Nur die Routine begnügt sich mit jüngsten Trends. Kreativität, auch ökonomische und finanzpolitische, wächst am Widerspruch, an der Reflexion des ganz Anderen; und sei dieses das Uralte, das der Historiker in seiner menschlichen und gesellschaftlichen *Nah- und Fernwirkung überschaubar* und auf die Stufe komplexer Erfahrung, umfassenden Wissens erhebt. Auch in der Ökonomie spielt der Denkstil eine maßgebliche Rolle; und er verdankt sich jahrhundertealten Traditionen.

Zweifellos erhöhen die Kenntnis einstiger Möglichkeiten – nämlich: der realen und in ihren Wirkungen bedeutsamen menschlichen Erfahrungen sowie die Auseinandersetzung mit diesem Wissen die geistige Flexibilität. Dieselbe erweitert die Vielfalt

aktualisierbarer Assoziationspotentiale, auf die alle schöpferische *Kreativität* auch in unserer Gegenwart angewiesen ist, erweitert alle sachliche Gestaltungskompetenz. Die Geschichte erteilt keine allgemeingültige Handlungs*anweisungen*; solche kann es – von automatisierbaren Verrichtungen abgesehen – nicht geben. Wohl aber enthüllt sie dem kundigen Blick vielfältig erprobte Handlung*muster*; und mit ihnen Orientierungswissen im Gewimmel endloser Einzelheiten.

Es ist gewiß in die richtige Richtung, obgleich noch zu kurz gedacht, wenn beispielsweise jenes wiederholt genannte Magazin die Hanse zum »Vorläufer der Europäischen Union« stilisiert und »die Erfinder der Globalisierung« in den mittelalterlichen Fernhandelskontoren etwa eines Francesco Datini aufspürt. Die Globalisierung wurde zu keiner Zeit »erfunden«; sie resultiert aus einer sich während der mittelalterlichen Jahrhunderte immer dichter vernetzenden Kooperation des »homo religiosus«, »oeconomicus« und »scientificus«; der »homo politicus« trat als letzter hinzu. Sollte man also allen Brüsseler Beamten, allen widerborstigen Politikern mit Lady Thatcher an der Spitze einen Schnellkurs in Hansegeschichte verordnen? Allen Gegnern der Globalisierung statt Gefängnis Geschichtsunterricht?

Die Erfolgsaussichten seien dahingestellt. Die Herrschaften sind gewöhnlich zu alt; Denkweisen müssen in früheren Lebensstadien eingeübt werden. Immerhin wird angehenden Diplomaten auch Zeitgeschichte gelehrt. Indes, so attraktiv die Vorstellung, so unzureichend wären wir Mediävisten auf eine solche Aufgabe vorbereitet. Wir müßten erst lernen, das Mittelalter transparent für heutige Zeitfragen zu machen. Es verlangte von uns zusätzlich zu den bisherigen Errungenschaften unserer Wissenschaft (auf die keinesfalls verzichtet werden kann) einen Umgang mit der Historie, wie wir ihn heute gewöhnlich nicht praktizieren; einen, der heutigen und künftigen, der menschlichen Nutzen ins Auge faßte und die tiefreichenden Wurzeln sichtbar machte, mit denen die Gegenwart unausrottbar aus der Vergangenheit Nahrung saugt, Blüten treibt und Früchte trägt.

Geschichte reflektiert die in Auseinandersetzung mit der Welt, der Umwelt, mit der eigenen Gesellschaft, den anderen und den Fremden gesammelte Erfahrung; Erfahrung, die als Ereignis gefaßtes, geistig verarbeitetes Erlebnis ist; Erfahrungen der Menschheit so gut wie Erfahrungen des einzelnen. Die Geschichtswissenschaft ist eine Erfahrungswissenschaft. Jedes Wissen resultiert aus unmittelbaren oder mittelbaren Erfahrungen, ist geradezu aktualisierbare Erfahrung, wie immer wir als Person oder im Kollektiv ihrer inne werden. Jede neue Erfahrung setzt ihrerseits Wissen, ältere Erfahrungen, voraus, baut auf einander auf und ist offen für spontane Assoziationen, für Neukombinationen und Variationen, für Überschreibungen durch andere Erfahrungen.

Alles Wissen gründet in dieser Dialektik von Erleben und Verarbeitung und wird durch deren Verlauf gelenkt: Soziales so gut wie autobiographisches Wissen, Fertigungswissen wie religiöses, kulturelles, ökonomisches, militärisches, mündlich tradiertes und schriftlich fixiertes, wie jegliches Expertenwissen; wissenschaftliches nicht anders denn Orientierungswissen und nicht zuletzt, ja, vor allem der Denkstil als charakteristische Wissensform einer Wissensgesellschaft. Alles Erforschen, Bewerten und Ordnen, alle Orientierung unterliegen diesem Denkstil. Jedes vorgreifend geplante Experiment folgt den Vorgaben der Vergangenheit. *Im Wissen ist alles Vergangenheit*; ist alles Geschichte.

Gegenwärtige und künftige Orientierung bedarf der Erfahrungen der Vergangenheit; und nur die Geschichtswissenschaft erfaßt, wie tief jede Erfahrung im kollektiven und kulturellen Gedächtnis, im impliziten Wissen verankert ist, *wie* fest sie dort sich eingenistet hat und welchen Bedingungen sie sich verdankt.

Erfahrung aber – sie sei individueller oder kollektiver Natur – und mithin das Wissen ist stets komplex. Sie beschränkt sich nie auf bloße Einzelheiten. Noch die unbedeutendste Erfahrung evoziert einen Kosmos an sozialen Interaktionen, an Zufällen und Folgen, an Beziehungsnetzen, an Sachzwängen, an Erinnerungen, an Vorstellungswelten und Denkweisen, kurzum: einen Kosmos an langfristigen Ursachen und an die Tiefen der Vergangenheit ankettende Bedingungen. Wer anders als Historiker oder Historikerin sind in der Lage, derartige Komplexität zu durchdringen, deren systemisches Zusammenspiel zu würdigen, seine Wirkungen zu beurteilen; die eigene Gegenwart somit historisch zu relativieren und Orientierung zu ermöglichen? Entscheidend für den historischen Erkenntnisprozeß ist, welcher Art und wessen Erfahrungen faßbar werden, welcher Komplexitätsgrad mit den verfügbaren Methoden zu bewältigen ist, welche Zergliederungen sich anbieten. Erfahrungen und ihre mit unzählbaren Komponenten interagierende Komplexität sind der eigentliche Gegenstand der Historie.

Der Umstand zeitigt Konsequenzen. Unzureichend etwa ist die beliebte Gegenüberstellung von traditionellen Gesellschaften und moderner Gesellschaft. Das letzte ist bestenfalls eine arrogante Leerformel. Schon im 11. und 12. Jahrhundert stellten die Schulmeister die »alten Autoren«, »*antiqui*«, gegen die »modernen Gelehrten«, »*moderni*«. Jede Gesellschaft »bewahrt«, »übergibt« ihr Wissen an die nächsten Generationen, an »Kinder und Kindeskind«, ist somit traditionale Gesellschaft, auch wenn die Transmissionstechniken im Laufe von Jahrtausenden vermehrt wurden und im Vergleich zu früheren Epochen effizienter geworden sind. Jede übernimmt von den »Alten« (für die sich heutigentags so fremdartig klingende Namen wie »CD-Rom« oder »Internet« eingebürgert haben), was diese bewahrt und übergeben haben.

Einen Auswuchs geradezu an Arroganz stellt das für unsere Gegenwart vindizierte Konzept der »Wissensgesellschaft« dar. Als ob frühere und andere Gesellschaften ohne Wissen, Wissenszuwachs und Wissenserneuerung ausgekommen wären; als ob nicht schon das Mittelalter die Erkenntnis reflektierte, daß »wir« Zwerge auf den Schultern von Riesen stünden, die uns den Weg gewiesen, und deshalb weiter schauten als jene; als ob wir es mit einem Modell von weltgeschichtlichen Entwicklungssprüngen zu tun hätten, welche die Menschheit erst aus der traditionellen Gesellschaft in die moderne springen ließen, um sie sodann von dieser in die Wissensgesellschaft zu katapultieren. In Wahrheit ist Wissen durch und durch, seinem ganzen Wesen nach ein Traditionsbegriff und ist auch die unsere wie jede andere vor uns eine tradierende Wissensgesellschaft; sie bedarf des ihr gemäßen Wissens und muß die Riesen kennen, auf deren Schultern sie sich einrichten soll, deren Standort und deren Bewegungen, um nicht von der schmalen Plattform ihrer Schultern zu stürzen.

Allenfalls hat sich der Rhythmus technischer Neuerungen beschleunigt. Doch läßt sich auch das bezweifeln, solange der Nachweis aussteht, daß die Beschleunigung während des 20. Jahrhunderts grundsätzlich anderer Natur und von größerer Dynamik gewesen sei als jene, der die Menschheit längst, wenigstens seit annähernd drei- bis zwei Millionen

Jahren, ausgesetzt war und das, so darf man wohl vermuten, analog zur Population *exponentiell* wächst. Das Mittelalter befindet sich in dieser Wachstumskurve dort, wo dieselbe aus gemächlichem Steigen in immer steileren Anstieg umschlägt. Als Koeffizienten des wachsenden Steigungsfaktors ließen sich beispielsweise das Schulwesen, der Rationalismus der Wissenschaft, die Verbesserung astronomischen, mathematischen oder optischen Wissens, eine Fülle technischer Neuerungen, der Bergbau namhaft machen, auch auf die rasch und systematisch expandierende Weltkenntnis, auf die Jurisprudenz, die Rechenhaftigkeit des Kaufmanns verweisen, auf das Messewesen, das Kapitalwesen, den Städtebau, die Bürgerrechte (die den Grundstock der Menschenrechte abgeben sollten), auch auf ihr aller Zusammenwirken, um nur einige der verfügbaren Indikatoren zu nennen.

Wie alle Werte geschichtlicher Relativität unterliegen, so auch das Wissen. Gesellschaftlicher Wandel wertet Wissen fortgesetzt um, läßt es veralten; das gilt nicht erst für heute. Neue Bedürfnisse entstehen, Revolutionen des Wissens lösen einander ab. Zunächst wurden Verdauerungstechniken bedeutsam, dann Bewertungstechniken, die verschiedene Wissensbereiche mit einander verglichen. Die Geschichte bietet eine Unsumme, einen Schatz an Erfahrungen, wie Menschen zu allen Zeiten mit diesem relativem Wissen sich in der Welt eingerichtet haben, wie sie ihr Wissen mehrten, wie und warum dasselbe regionale Differenzierungs- und kulturelle Beschleunigungsprozesse einleitete, wie sie auf Umbrüche der Wissenskultur reagierten, in der sie aufgewachsen waren, unter welchen Umständen und wie sie sich fremdes Wissen aneigneten, an fremde Zivilisationen akkulturierten – verdeutlicht auch, daß Wissen ein systemischer, sich selbst organisierender Prozeß ist, in dem jeder Faktor sich mit der Zeit in unvorhersehbarer Weise entfaltet und nur im Nachhinein eine Richtung erkannt werden kann. Hier läßt sich nichts willkürlich handhaben.

Das europäische Mittelalter gestattet, diesen Prozeß in hervorragender Weise zu untersuchen und damit die Bedingungen von Wissenskultur zu erfassen. In jener Zeit, in diesen angeblich so gläubig-unmündigen, wissenschaftlich verwirrten Jahrhunderten, begann der Triumphzug beweisender Vernunft im Abendland, der unaufhaltsame Siegeszug aufklärerischer Verwissenschaftlichung, die uns heute mit Genetik und Neurophysik beglückt. Es präsentiert sich als technisch, wissenschaftlich, organisatorisch höchst innovativ, als eine ungemein dynamische Phase westlicher Wissenskultur, vergleichsweise gut dokumentiert und nah genug, um uns noch etwas zu sagen. Es zimmerte die soziale und intellektuelle Basis unserer eigenen Welt – die Nationen, das Stadtbürgertum, das Bankwesen, die Universität, das Individuum, die Säkularisation des Denkens, den Denkstil –, ist somit verantwortlich für die umfassende rationalistische, auch ethische und humanistische Prägung dieser Kultur und ist zugleich – im Hinblick auf gesellschaftliche Wirkungen – recht überschaubar. Das Was, das Woher und Wohin des Wissens und damit die Jahrhunderte langen gesellschaftlichen Folgen vergangenen Geschehens lassen sich hier mit einiger Zuverlässigkeit erfassen, seine Entfaltungsdynamik analysieren.

Der Blick darauf weckt Verantwortung, nicht die aus dräuendem Nichtwissen oder dämonisiertem Unbehagen gespeisten Warnungen vor Wissenschaft, gar deren Diskriminierung und Verbot. Dieser Blick enthüllt die Grenzen der Steuerbarkeit systemisch vernetzter Wissensprozesse, ihre unkontrollierbare Eigendynamik und Selbstorganisation. Als Beispiel eines grandiosen Fehlversuchs zu Kontrolle und Verbot von Wissen, als

Warnung zugleich vor unangemessenem Eingreifen in jene Selbstorganisation bietet sich der römische Index an, der zu keinem Zeitpunkt erreichte, was er sollte: die Kontrolle nämlich der Wissensverbreitung, die über Druckschriften erfolgte. Mag eine regionale oder lokale Effizienz nicht zu bestreiten sein, mögen »gefährliche« Bücher tatsächlich hier und da nicht zur Kenntnis gelangt sein, so haben die Eingriffe auf Dauer dennoch nicht den inkriminierten Fortschritt des Wissens aufhalten können. Wohl aber haben sie Wissensströme umgelenkt und damit eine wissenschaftliche Rückständigkeit dieser, die Dominanz anderer Regionen bewirkt und soziale Wirkungen gezeitigt, die niemand geplant hatte. Nur eines vermag gegen gefährliches Wissen langfristig zu helfen: das Wissen selbst, insofern es Gegenindikationen gegen die von ihm geweckten Gefahren bereitstellt, die Mehrung also der Erfahrung, der Lernprozeß aus der Geschichte. Nur Wissen zähmt Wissen. Derartiges hört man hierzulande nicht gern; denn es klingt elitär oder reizt, wie erwähnt, zum Hohngelächter.

Jene mittelalterliche Epoche hat – wie vielleicht keine zweite Phase der Weltgeschichte – sich allgemein, an allen Schulen seiner lateinischen Welt, dem Studium und der Einübung der Vernunft hingeeben, dem in Regeln gefaßten, kategorialen, beweisenden Denken und seiner Überprüfung an der Erfahrung. Damals wurde der eigentümliche Rationalismus als Kennzeichen der abendländischen Kultur, als der ihr eigene Denkstil, geboren – unter Bedingungen, die sich keineswegs diesem Rationalismus verdankten. Selbstverständlich war diese Entwicklung nicht, wie der Blick in andere Hochzivilisationen verdeutlicht. Wie also wurde es möglich? Was führte dahin?

Wenn eine Epoche als Wissensgesellschaft zu gelten hat, dann dieses westliche Mittelalter, das sich anschickte, die Fülle seiner Erfahrungen systematisch nach den Prinzipien beweisender Vernunft zu ordnen, das in jedem abendländischen Kloster, an den Schulen und Universitäten, an den Fürsten-, Königs- und Papsthöfen im kollektiven Zusammenspiel der Individuen und Institutionen nach gesicherter Wahrheit und Gewißheit seines Wissens dürstete und nur das noch als »Wissenschaft« gelten ließ, was sich den Regeln derartiger Vernunft beugte.

Keine Erfahrung wurde ausgespart, die Geschichte so wenig wie der Glaube, die Weltkenntnis so wenig wie die sozialen und politischen Ordnungen. Die Erneuerung und Weiterentwicklung der Jurisprudenz beispielsweise ging daraus hervor, überhaupt: die Fähigkeit zu Reformen, zu Anpassung des Überlieferten an eine gewandelte Welt. Die Folgen lassen sich an der europäischen Geistesgeschichte kontrollieren, die in raschen Schritten von magischem, zu symbolischem, zu abstraktem und analytischem Denken führte und zu immer selbstkritischerem. Wie unterschiedlich die geistigen Traditionen der Beteiligten – der Iren, Angelsachsen, Gallier, Skandinavier oder der Völker jenseits von Rhein, Elbe und Oder – auch waren, jetzt mündete alles in eine Vereinheitlichung europäischen Denkens, wie es die Antike nie erreicht hatte. Es wirkte als ein kultureller Beschleunigungsfaktor von stärkster Innovationskraft, der als solcher auch tatsächlich erfahren wurde.

Die Hohen Schulen, Paris beispielsweise, repräsentierten, so gesehen, keineswegs bloß Stätten der Wissensvermittlung; sie machten sich vielmehr an die geistige Formung einer Kultur, die sich anschickte, die Welt zu verändern. Den Zeitgenossen war solches zweifellos kaum bewußt, obgleich sie messend, beschreibend, vergleichend immer weiter

über den Erdball vordrangen. Außenstehende erkannten eher, was geschah. Rabban Sauma etwa, ein Gesandter des mongolischen Ilkhan in Persien, im übrigen ein Uigure und nestorianischer Bischof, der im Jahr 1287/88 Konstantinopel und die Residenzstädte des Westens aufsuchte und über allerlei Sehens- und Merkwürdigkeiten, zumal über die großen Kirchen Bericht erstattete, verwunderte sich in Paris nicht so sehr über Saint-Denis oder die Sainte-Chapelle, obgleich er sie besuchte, als vielmehr ob der Ungeheuerlichkeit der Universität. Einen Monat weilte er an der Seine, dreißigtausend Studenten will er gezählt haben, vertieft in theologische und profane Studien. »Und sie erwarben Wissen, nämlich in Philosophie, Rhetorik, der Heilkunst, Geometrie, Arithmetik, in der Wissenschaft der Planeten und Fixsterne; sie waren ständig mit Schreiben beschäftigt und erhielten alle Stipendien vom König zum Lebensunterhalt.« Es waren gerade die Disziplinen, die bald zu den wissenschaftlichen Revolutionen des Abendlandes führen sollten, die Rabban Sauma auflistete. Im Orient gab es nichts dergleichen. Weder unter den Mongolen, noch in der arabischen Welt.

Ständig mit Schreiben beschäftigt ... In der Tat, die Erfahrung wurde auf Dauer gestellt. Eigens entwickelte Verdauerungstechniken kamen den Lateinern zu Hilfe, um nicht die geringste Erkenntnis mehr zu verlieren: Immer mehr Handschriften wurden in immer mehr Skriptorien geschrieben, verschickt, gelesen, glossiert; die Universitäten brachten das Pecienwesen und rationelle Schriftformen hervor für eine kommerzialisierte, systematisierte und hocheffizient gestaltete Buchproduktion. Heerscharen von Notaren waren in Bologna, Montpellier oder Paris und andernorts dafür tätig. Informationsgeschwindigkeit, Wissensverbreitung und Informationsdichte nahmen so im Lauf der mittleren Jahrhunderte rasant zu, brachten neue Berufe hervor und veränderten innerhalb weniger Generationen die Gesellschaft – ein zuvor noch nie erreichtes, ein erschreckendes Innovationstempo mit irritierenden, sich mitunter krisenhaft zuspitzenden Wirkungen. Ein ausgedehnter Buchmarkt, bald über die Handelsmessen beliefert, eine kaum zu überschauende Vielzahl von Büchersammlungen, endlich der Buchdruck, Reaktion auf einen wachsenden Bedarfsdruck, steigerten die Verfügbarkeit von Wissen in einem Maße wie nie in der Antike und nirgends in außereuropäischen Kulturen. Nichts ging fürderhin verloren, die wachsenden Bibliotheken repräsentierten das wachsende Wissen; nichts war fortan durch Vergessen revidierbar, es sei denn, das Wissen überholte sich selbst, eine unaufhaltsame Dynamik.

Wie entscheidend sich in diesem Prozeß das Mittelalter ausnimmt, verdeutlicht der Vergleich mit Byzanz und der arabischen Welt. Auch dort stand alle Jahrhunderte seit der Antike der gesamte Aristoteles zur Verfügung, die antiken Mathematiker, Geographen oder medizinischen Schriften, früher also und ausgiebiger als im lateinischen Westen. Gleichwohl, der Westen nutzte das Wenige, was er besaß, um seit der Karolingerzeit tatsächlich die einheitliche intellektuelle, rationalistische, stets reformbereite Prägung Europas, die Einheit seines Denkens, Forschens, Erkennens grundzulegen. Sie unterwarfen sich in den kommenden Jahrhunderten die Welt, während die geistige Kultur in Byzanz seit dem 12. Jahrhundert verkümmerte und der Islam sich seit der nämlichen Zeit eine Wendung zu einem wissenschaftsfeindlichen religiösen Fundamentalismus leistete und intellektuell erstarnte.

Gegenwärtige Globalisierungsprobleme begannen damals, an den mittelalterlichen Universitäten mit ihren Absolventen, im Zusammenwirken von Missionaren,

Fernhändlern und Unternehmern, von Königen, Päpsten, Fürsten und Städten. Eine Wirkung des Westens, reichen sie weit in dessen Vergangenheit hinab, tief eingewurzelt in der abendländischen Glaubens- und Wissenskultur. Auch das reflektierten die Scholastiker nicht und bewirkten es dennoch. Die rationale und systematische Erkundung der Welt, die Ausweitung der europäischen Kultur über diese Welt, sie nahmen nicht nur ihren Ausgang im Mittelalter; sie empfingen damals ihre spezifische Prägung.

Beispiele für diesen Prozeß liegen auf der Hand. Der Hinweis auf Johannes Plano Carpini und Wilhelm Rubruck, die ersten Abendländer, die nach dem fernen Osten fuhren und mit scholastisch geschärftem Blick erstaunlich präzise über die Mongolen zu berichten wußten, möge hier genügen. Das kleine Europa lernte das riesige Asien kennen wie dieses umgekehrt den Westen zu keiner Zeit vor dem 19. und 20. Jahrhundert. Die beiden Genannten waren Bettelmönche, Franziskaner der eine, Dominikaner der andere, Gesandte des Papstes, des französischen Königs; der Repräsentant des Fernhandels, Marco Polo, ließ nicht lange auf sich warten; die Konquistadoren rüsteten auf. Der Vergleich mit Händlern in anderen Regionen der Erde – etwa im Vorderen Orient, in Indien oder in China – verdeutlicht, wie entscheidend die spezifische intellektuelle Schulung der Abendländer zur Verarbeitung des Weltwissens, die Techniken ihrer Informationsvernetzung wurden, die Kooperation von Wissenschaft und Wirtschaft. Sie wurde ein unverwechselbares Kennzeichen der Kultur des Westens, die Grundlage aller Globalisierung, von keiner Reformation, keinem Nationalismus, keiner Revolution unterbunden.

Geradezu archetypisch präsentieren sich die Überlegungen des südfranzösischen Dominikaners Guillaume Adam. Weit gereister Missionar und lateinischer Erzbischof in Persien im früheren 14. Jahrhundert, verfaßte er für den Kardinal Raymund von Santa Maria Novella, ein Kreuzzuggutachten. Fünffacher Schaden, so führte Guillaume darin aus, würde dem Hl. Land durch Unterstützung der Mamluken in Ägypten zugefügt: durch die katalanischen und italienischen Kaufleute, die sie mit Eisen für Waffen und Holz für Kriegsschiffe versorgten; durch die lateinischen Jerusalem-pilger, die mit ihren Zollgebühren die Kassen des Sultans füllten; durch den Kaiser von Konstantinopel, der die Lateiner zu schädigen trachte; durch den Khan der Goldenen Horde in Südrußland; und endlich durch den Indienhandel – eine weiträumige Lagebeurteilung mit ökonomischer, kriegswirtschaftlicher, finanzieller, religiöser und politischer Analyse.

Am schlimmsten aber sei der Indienhandel, der die Kassen des Sultans fülle. Er zumal müsse unterbunden werden. Möglich sei es, indem – und Guillaume erfaßte mit scharfem strategischem Blick die geographische Lage zwischen Arabien, Äthiopien, Ägypten und Mittelmeer – indem die Straße von Aden gesperrt würde; drei oder vier Galeeren mit jeweils dreihundert Mann Besatzung würden dazu genügen. Er empfehle Genuesen, weil sie bereitwilliger seien, unbekannte Regionen der Erde zu betreten und begieriger auf Gewinn als andere. Export, Import, Finanzwirtschaft, Krieg: kurzum: Globalisierung als mittelalterlicher, scholastischer Denkstil des Westens. Guillaume's Analyse spricht für sich selbst. Hier formte sich, was die Europäer in den kommenden Jahrhunderten der Erde an Gestalt aufpressen werden. Auch Aden wurde ein Stützpunkt der die Weltmeere beherrschenden Britannia. Dieser Geschichte war, ist nicht zu entrinnen.

So gesehen, eröffnet der Blick ins Mittelalter, Ausblick auf Ausblick über den Zusammenprall von Zivilisationen, wie er auch in unserer Gegenwart entscheidend zu werden verspricht. Ein solcher Zusammenstoß ist in jenen mittleren Jahrhunderten mehrfach erfolgt: Die rohe Welt der Germanen und Slawen traf auf die Hochzivilisation des Mittelmeeres; das lateinische Abendland auf das orthodoxe Byzanz, die christliche Welt auf den Islam, der europäische Westen auf Vorder-, Mittel- und Ostasien. Die Beispiele weisen mancherlei Unterschiede auf, seien sie sozialer, religiöser, kultureller Natur. Gleichwohl wiederholten sich manche Erfahrungen und sind heute noch relevant. Dauer und Wirkungen derartiger Konfrontations- und Aneignungsprozesse lassen sich erfassen, kulturelle Inkubationszeiten bemessen, die Geschwindigkeit von Assimilationsprozessen abschätzen, die Ergebnisse des Ausgleichs, das entstehende Neue und das Fortwirken des Alten, die Begründung des Erfolgs, die Wirkung von Handel und Religion, die umfassenden Folgen – für alles verfügt die Menschheit über einen ausgedehnten Erfahrungsschatz, den sie jederzeit zu heben vermag. Seine Analyse schult den Blick für die gleichartigen Prozesse in der Gegenwart. Und das Mittelalter ist ständig dabei ...

## II. Geschichtswissenschaft als Kognitions- und Lebenswissenschaft

Haben wir bislang die äußere Welt betrachtet, so werfen wir im Folgenden, soweit uns möglich, einen Blick ins Innere des Menschen. Es konfrontiert uns mit Bio- und Kognitionswissenschaften; auch an Ethologie wäre zu denken. Wir müssen uns vor ihnen nicht fürchten. Denn wir haben ihnen etwas zu bieten. Wer wie wir nach den Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis sucht, wird Objekt und Subjekt, Physiologie und Psychologie, Umwelt und Gesellschaft, Erkenntnistheorie und Erkenntnismethoden, Kultur und Wissen gemeinsam ins Auge fassen.

Wir befinden uns inmitten einer *anthropologischen* Neuorientierung der Geschichtswissenschaft. Die Mediävistik hat diese Entwicklung entscheidend vorangetrieben. Nicht bloß Ereignisse, Verfassungen oder Strukturen, ihr kurzes oder langes Wellenschlagen gilt es zu erforschen; vielmehr rückt der Mensch in den Mittelpunkt, der Kosmos der sich in ihm vernetzenden Interaktionen, der Schnittpunkt, an dem Umwelt, Zufälle, Mentalitäten oder Strukturen, Abertausende harmonisierender und divergierender Einzelheiten, Erinnerungen und kulturelle Transmissionsweisen sich kreuzen, sich zu Erkennen und Wissen verdichten, Handeln generieren, wodurch Strukturen grundgelegt werden und Gesellschaft sich formt. Die Geschichte der Affekte wagt sich ans Licht, der Sexualität, der Geschlechterverhältnisse, der Kinder, der Rituale des Zusammenlebens bis hin zu den Spielen, die Geschichte der Wahrnehmung eigener und fremder Umwelt, der Psyche, der Aggressivität und Friedfertigkeit, der Gewalt gegen Kinder und Frauen, des Verhaltens; das breite Spektrum von Erziehung und Schule, auch die natürlichen und gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen sich alles entfaltet, – eine endlose Themenfülle, so breit verzweigt, so umfassend verflochten und so gewichtig wie das Leben selbst. Noch freilich tun wir uns schwer, diese Einsichten zu einem neuen Muster von Geschichtswissenschaft als einer Lebenswissenschaft zusammenzuführen.

Zumal die Geschichte des menschlichen Körpers zog in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit von Historikern und Historikerinnen auf sich. Wie dieser Leib mit Kleidern drapiert, mit Waffen und Schmuck behangen wurde, in den Raum geschoben und zur Schau gestellt wurde, sich höfisch zu bewegen lernte, geliebt und abgetötet, in Rituale eingebunden und zum Instrument gemacht wurde, um Status, Prestige, Herrentum oder Dienerschaft, Macht oder Demut, Glauben oder Wissen, Hoffahrt oder Zerknirschung zur Darstellung zu bringen, kurz: um Symbol für Außer- und Überkörperliches zu werden. Frühe Verhaltenslehren wandten sich dem Körper zu und auch die mittelalterliche Wissenschaft sparte ihn nicht aus.

Spätestens seit dem 13. Jahrhundert, im Zuge jenes scholastischen Rationalismus, kamen öffentliche Sektionen des menschlichen Körpers zu medizinischen Unterrichtszwecken in Übung, wurden Körperwelten systematisch arrangiert. Die ersten Visualisierungen von Hirnfunktionen verbreiteten sich seit damals – grobe Verteilungsskizzen kognitiver Fähigkeiten auf der Landkarte des Kopfes. Doch so unbeholfen, ja phantastisch sie anmuten, sie verdeutlichen, worauf das Erkenntnisinteresse zielte und wohin die Reise ging: in die geheimnisvolle Welt da drinnen, im Gehäuse des Schädels. Wir – wir Erben der Antike – wollen nicht bloß wissen, wer Gott ist – *Fides quaerens intellectum* (wie Anselm von Canterbury formulierte) –, sondern wer wir sind, wie Gott uns geschaffen, warum wir so denken, wie wir denken, so handeln, wie wir handeln. Solche Fragen aber zielen mit dem Körper zugleich auf die Geschichte und wiederum auf Erfahrungen und ihre Verarbeitung. Ich folge ein wenig dieser Spur, soweit sie unser Metier – Gedächtnis, Wissen und Erkennen – betrifft.

Deren Erforschung hat im Altertum begonnen, Aristoteles rückte das »Gedächtnis« neben »Imagination« und »Kognition«, denen die fünf Sinne des Tastens, Sehens, Hörens, Riechens und Schmeckens ihre Informationen zukommen ließen. Dabei blieb es auf Jahrhunderte; allein die begriffliche Unterscheidung in die drei »inneren« und die fünf »äußeren Sinne« fügten spätantike und mittelalterliche Autoren, an ihrer Spitze Augustin, hinzu. Die drei inneren Sinne wurden in drei Gehirnkammern lokalisiert. Als kognitive »Fakultäten« verarbeiteten sie die von außen zugeleiteten Informationen. Zumal nachdem die Scholastik seit dem späteren 12. Jahrhundert die naturwissenschaftlichen Schriften des Stagiriten wieder entdeckt und fruchtbar zu machen begonnen hatte, wies diese Konzeption durch *Fragestellung*, rationale *Beweismethoden* und herausfordernde *Beharrungskraft* des Problems der künftigen Psychologie und Biologie, zuletzt den Kognitionswissenschaften den Weg. Jedenfalls im Westen. Denn die arabische Welt folgte mit einschneidenden Konsequenzen dieser Entwicklung zur modernen Naturwissenschaft nicht mehr; warum sie es unterließ, wie mächtig die Gründe und welche Wirkungen daraus resultierten, verrät sich allein dem *mediävistisch* geschulden Islamisten, keinem unberateneren Politiker.

Die Empiristen des 16./17. Jahrhunderts aber knüpften unmittelbar an die mittelalterliche Vorgaben an. Nicht lange und Francis Bacon zog im Sinne des Überlieferten eine Verbindung zwischen Gehirnfunktionen und Wissensformen. Er wies ersteren kulturelle Leistungen zu: der Imagination die Kunst, der Kognition oder Vernunft die Philosophie und dem Gedächtnis die Geschichte. Thomas Hobbes schickte seinem »Leviathan« (1651) einige traditionsverhaftete Ausführungen über die Sinne voraus, über Wahrnehmen,

Imagination und Gedächtnis, über die Gedankenfolge beim Denken und dergleichen mehr, weil er davon überzeugt war, daß der Mensch nichts denken könne, was nicht zuvor als Sinnesindruck gegeben sei. Die späteren Aufklärer folgten auf diesem Weg.

Indes, in dem Maße, in dem die naturwissenschaftliche Anthropologie sich im Fächerkanon universitärer Disziplinen verselbständigte, verlor der Historiker, dieser als solcher betrachtet, den Einblick in jene naturwissenschaftliche Anthropologie. Die reduktionistische Ausdifferenzierung der Methoden und Disziplinen, die seit dem 19. Jahrhundert eintrat, erfaßte zumal die Naturwissenschaften. Die neue Zergliederung sprengte das Modell der drei Kammern, verzichtete auf die einst intendierte enge Kooperation der Wissenschaften und förderte allein die Spezialisierung. Sie gewährte Einsichten in immer kleinere Einheiten der Natur; Genetik und Molekularbiologie resultieren daraus, das immer tiefere Eindringen in die Funktionsweise des Hirns und in die Zusammenhänge des Lebens. Die Erkenntnisziele der Geschichtswissenschaft indessen blieben komplex. »Das Gehirn und seine Wirklichkeit« beispielsweise bedeutet in der heutigen Geschichtswissenschaft nachgerade nichts. In der gesamten Historik spielt dieser Zusammenhang keine Rolle – vermutlich zu ihrem Schaden. Auch die übliche Mediävistik will mit ihm nichts zu schaffen haben. Eine anthropologisch viel zu enge Auffassung von Geschichte wirkt noch immer nach. Allein die Erforschung der Autobiographie beginnt endlich, sich der Wirklichkeit des Gehirns zuzuwenden.

Doch halten wir fest: Es gab einstmals eine Wissenschaftstheorie, die den »ganzen Menschen«, als Individuum und als »Animal sociale«, als Natur- und als Kulturwesen zu erfassen trachtete und keinen Riß zwischen Gedächtnis«sinn« und Geschichte geduldet hätte. Ihr verdankte die Geschichtswissenschaft kraftvolle Impulse. Mag sie auch in ihrer einstigen Form nicht erneuerungsfähig sein, transdisziplinäre Forschungen sind gleichwohl dringlicher denn je. Denn an Bacons Einsicht, daß Geschichte und Gedächtnis aufs engste miteinander verbunden, an Hobbes' Überzeugung, daß Sinne und Kultur unauflöslich mit einander verflochten sind, hat sich nichts geändert.

Wir schleppen die Erblast unserer Disziplin, die im 19. Jahrhundert ihre Prägung erfuhr, bis heute mit. Man redete uns ein und tut es noch, daß es einen unüberwindbaren Graben zwischen den Geistes- und Naturwissenschaften gebe. Wir schaufelten uns damit selbst die Falle, in der wir nun gefangen sitzen, ja, in der wir uns bequem eingerichtet haben und uns heimisch fühlen. Wir haben den Menschen zum Phantom erklärt, das mit seinen Handlungen der Natur entrückt sei, und werden für unseren Leichtsinn nun von einer Wirklichkeit bestraft, in welcher der Mensch genetisch vom Bonobo weniger weit entfernt steht als dieser vom Makaken, und in der alle unsere Fähigkeiten einschließlich des Selbstbewußtseins und des Geistes in der Evolution schon vor uns angelegt wurden.

Wäre es nicht an der Zeit, die Kluft, welche das 19. Jahrhundert zwischen Geistes- und Naturwissenschaften aufriß, wieder zu schließen? Und wo ließe sich besser dazu ansetzen als bei der geistigen Tätigkeit des Menschen? Die Kooperation zwischen der Neurobiologie und den Kognitionswissenschaften wird längst praktiziert; Mathematiker beteiligen sich an der Erforschung der Algorithmen, nach denen das offene System Hirn funktioniert. Könnte eine Kooperation der Geschichts- mit den Kognitionswissenschaften nicht gleichfalls sinnvoll, gar notwendig sein? Wenn Geschichte es wesentlich mit Erfahrung, ihrer Speicherung und Vernetzung zu tun hat und aktualisierbare Erfahrung,

Wissen also, Erinnerung verlangt, dann ist die Geschichtswissenschaft eine Lebens- und Kognitionswissenschaft; dann sind in allen menschlichen Zivilisationen Verschränkungen sozialer, kultureller und neuronaler Prozesse im Spiel, von Freiheit und Notwendigkeit, von Gesetz und Spontaneität. Dann sollten wir Historiker dieselben kennen, um die Bedingungen einstigen wie gegenwärtigen Handelns realitätsnäher betrachten und angemessener beurteilen, um unser eigenes Tun effizienter kontrollieren zu können. Dann böten auch unsere Erkenntnisse den Physiologen, Psychologen ein ertragreiches Arbeitsfeld. Was nun könnte uns diese Wende bringen?

»Wenn«, so steht zu lesen, »man Vergangenes wahrheitsgetreu erzählt, holt man nicht die Dinge selbst aus der Erinnerung hervor – sie sind vergangen –, sondern nur Worte, geschöpft aus Bildern, die im Geist beim Durchzug durch die Sinne gleichsam Spuren eingedrückt haben.« Textuelle Kohärenz also durch die Tätigkeit des Hirns. In der Tat, postmoderne Theorien gehen davon aus, daß alle Kenntnis der Vergangenheit an Texte gebunden ist und deshalb über Textwelten nicht hinauszugelangen sei. Der zitierte Satz könnte also von heute stammen, ist aber 1600 Jahre alt. Der Kirchenvater Augustin hat ihn einst formuliert. Die heutige Neurophysiologie vermag ihn nicht nur zu bestätigen, sondern auch die neurophysischen Grundlagen des Phänomens zu erkennen. »Worte und Bilder« aber sind dem Historiker wohl vertraute Elemente seiner Forschungen. Sie könnten eine Brücke schlagen von der reduktionistisch operierenden Physiologie zu einer sich auf weniger und weniger komplexe Einheiten konzentrierenden Historik, die damit in die Lage versetzt würde, auch komplexere Prozesse in neuer Weise zu durchleuchten.

Begriffe und Bilder sind zerebral in »neuronale Netze« verflochten und in das taxonomische System »Gehirn« eingebunden. Dasselbe transformiert und enkodiert nicht nur eingehende Informationen, indem es dieselben bewertet, in chemische Prozesse und elektrische Ströme. Das Hirn operiert ohne lenkendes Konvergenzzentrum, ist ständig aktiv, weil sein Chemie- und Elektrizitätswerk nicht abgeschaltet werden können und jene Bewertungen unablässig stattfinden, ob wir gleich wachen oder schlafen; es produziert aus enkodierten Erfahrungen durch bislang nicht zu durchschauende Selbstorganisationsprozesse, in die interne, bereits in der chemo-elektrischen Sprache des Gehirns verfügbare Informationen eingehen, unablässig – unbewußt und bewußt, wachend, schlafend, träumend – ungewollte Bewertungen, eigenständige Erinnerungskonstrukte, unkontrollierbare Handlungsanweisungen.

Die Folgen berühren unsere Persönlichkeit in all ihren Fasern, mit Leib und Seele, mit Denken, Wissen und Handeln und damit grundsätzlich auch deren Interpretation durch Historiker oder Historikerinnen, unsere Urteile und Orientierungspotentiale. Ob wir Menschen über einen freien Willen verfügen, ist fraglich geworden unter den Bedingungen zu knüpfender und ausgehärteter neuronaler Netze ohne eine leitende Zentralinstanz, auch wenn der schon in der Phase frühkindlicher Aphasie grundgelegte Selbstbezug unseres Denkens das Gegenteil suggerieren möchte. Die Algorithmen biochemischer Prozesse beherrschen in den Bahnen dieser Netze unsere psychische und geistige Befindlichkeit. Sie begrenzen fürs erste unüberschaubar, aber grundsätzlich erkennbar den Variationsspielraum unseres kognitiven Verhaltens.

Das alles zeitigt Konsequenzen für die Aktualisierung von Erfahrungen, mithin für unser Wissen, für dessen Interpretation, Artikulation und Nutzung; für jede Wissens-

gesellschaft. Zumal jene geistigen Leistungen sind betroffen, die sich vornehmlich dem Gedächtnis verdanken – wie beispielsweise die meisten mittelalterlichen Schriftzeugnisse –, aber auch alle Assoziationen. Textverständnis und Interpretationsanalyse können unter diesen Umständen von den Kognitionswissenschaften nur profitieren; sie werden sich vermutlich – zum Beispiel durch die systematische Beachtung der Erinnerungs- und kognitiven Verformungsprozesse, wie sie auf jede Äußerung einwirken und in jedem Text anzutreffen sind – grundlegend ändern.

Jenes neuronale Netzwerk baut sich – von genetisch bedingten Anlagen abgesehen – durch Auseinandersetzung mit der Umwelt und kulturell vermittelt auf. Die Funktionen des Gehirns – Wahrnehmen, Erinnern, Lernen, kulturelle Transmission oder interzerebrale Kommunikation – knüpfen mit am physischen, aus Neuronen, Dendriten, Axonen, Synapsen gebildeten Netzwerk des Gehirns. So sind neben den körperlichen auch kulturelle Faktoren beteiligt. Die Algorithmen, nach denen die neuronalen Netze sich organisieren, sind nicht zuletzt Produkt der Kultur, der kulturellen Evolution; sie sind imprägniert mit Vergangenheit. In den Aufbau neuronaler Netze – etwa beim Erlernen der Muttersprache oder im vorpubertären Unterricht – fließt implizit die gesamte Kulturgeschichte ein; anders gewendet: an der Physik des Denkprozesses ist stets Geschichte beteiligt. Jede Wahrnehmung, jedes Signal der Umwelt, jedes Ereignis, jeder Sachverhalt wird durch hirnterne Bewertung und Deutung konstituiert und ist gesättigt von Geschichte. Der menschliche Körper gestattet somit nicht nur die Hervorbringung geistiger Leistungen, er unterliegt zugleich, wenn man so will, dem Drängen dieses Geistes. Neurophysis und die enkodierten biochemischen Prozesse haben, das ist vielleicht die überraschendste Entdeckung der Neurophysiologie, neben aller körperlich-genetischen Bedingtheit psychische, soziale und kulturelle *Ursachen*.

Die Neurophysiologie verweist somit auf eine eigentümliche *Interaktion* von kulturellen Inputs und neurophysischer Fixierung, auf biologisch-kulturelles Zusammenspiel und auf Koevolution. Da beteiligen sich eigene und fremde, individuelle und kollektive, interzerebral vermittelte Erfahrungen am Ausbau des Netzwerks, an körperlichen Dispositionen. Über interaktive Kommunikation fließt die Organisation des Hirns in die Organisation der Gesellschaft zurück. Solche Interaktion aber macht transdisziplinäre Zusammenarbeit unabdingbar. Hirnforschung verlangt nach der Geschichte, weil diese Material zur Prüfung der neuro-kulturellen Hypothesen bereitstellen kann. Im Gegenzug erschließen sie uns neue Perspektiven auf den Zusammenhang der Dinge sowie eine Neubewertung längst bekannter Zeugnisse und Sachverhalte. Das alles kann den Historiker nicht gleichgültig lassen, der nach den Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis sucht, selbst wenn er gegenwärtig nicht ahnt, wohin solches Wissen ihn treiben.

Verraten etwa kulturwissenschaftliche und soziologische Systemtheorien, unsere Wahrnehmungsmuster für die Vergangenheit, größere Verwandtschaft mit den neuronalen Netzwerken, als das bisher beachtet wurde? Könnten sie durch deren Analyse verfeinert werden? Müssen auch wir Historiker uns verstärkt mit Selbstorganisationsprozessen und -theorien auseinandersetzen, weil unser kulturschaffendes Organ, das Gehirn, selbst so organisiert ist? Ich vermute es. Derartige Theorien reichen am nächsten an die Arbeitsweise des individuellen menschlichen Steuerungsorgans heran, das durch seine in ihrer kollektiven Gesamtheit unsteuerbaren Operationen die umfassendsten Leistungen, kom-

plexe Kulturen, den Gegenstand unserer Forschungen, hervorbringt. Auch hier, mit der Gesamtheit gesellschaftlicher Kräfte, haben wir es mit einem komplexen System ohne Leitungszentrum zu tun. Ließen wir uns auch nur in begrenztem Umfang auf derartige Theorien ein, so hätten wir unzweifelhaft die Muster unserer Vergangenheitskonstrukte erheblich zu modifizieren. Es näherte dieselben aber zugleich der Wirklichkeit des Menschen an.

Die neuronalen Netze entstehen vor der Pubertät; danach sind sie – wie der Neurophysiologe Wolf Singer formuliert – auskristallisiert. Jetzt komme nichts mehr hinzu; späteres Lernen sei nur noch in den von ihnen vorgegebenen Parametern möglich. Das kulturelle Gewicht von Erziehungssystemen, den expliziten und impliziten Erziehungsgehalten und Lernmethoden (wie etwa die verbreitete Kinderarbeit, die übliche Prügelstrafe, das frühe Eintrichtern der Kategorienlehre und Satzanalyse, das systematische Gedächtnistraining erneuerter Rhetorik und anderes mehr) treten damit deutlicher hervor als noch soeben; der Historiker wird sie ausgiebiger als bislang zu untersuchen und stärker zu berücksichtigen haben als gewohnt. Denn sie bewirken unmittelbar die kulturabhängige und kulturschaffende Formung jener neuronalen Netze, die Enkodierung des Orientierungswissens. Die Abhängigkeit des Umgangs auch mit kollektivem Wissen von den Erziehungsweisen wird analysierbar.

Es verlangt von uns Historikern beispielsweise erhöhte Aufmerksamkeit hinsichtlich des einstigen Wissens jener Epochen und Individuen, deren Geschichte wir erforschen. Ohne deren Kenntnis haben wir kaum ein Chance, unserem Gegenstand uns verstehend zu nähern.

Wir werden im Verstehen des Vergangenen nur soweit Erfolg haben, als uns die Kenntnis dieser Systeme, Inhalte und Methoden bekannt wird. Das berührt nicht zuletzt unser Quellenmaterial. Eine Geschichtserzählung für Kinder könnte unter diesen Umständen größere, weil wirksamer in den Aufbau dieser Netze eingreifende Bedeutung besitzen als die klügste fachwissenschaftliche Abhandlung, die sich vorhandener Netze bedienen muß. Wissenschaft und Pädagogik müssen demnach in neuer Weise zusammenwirken nicht nur, um künftige Erziehung zu planen, sondern gerade auch, um vergangenes Handeln zu erfassen, dessen Kenntnis gegenwärtiges erleichtern soll.

Ich bin mir sicher, daß die eingangs angedeutete Geschichtsflucht von der Geschichte bald wieder eingeholt sein wird; auch die Neurobiologie entkommt ihr nicht; es wäre töricht, auf die Geschichte auch nur für einen Augenblick zu verzichten. Wir bezahlten es teuer mit Verlust unserer uns nährenden Wissensquelle.

### III. Konsequenzen

Auch wenn ich die Analyse von Außensicht und Innensicht, von Erfahrungswelten und Erfahrungsverarbeitung, hier nicht weiter vertiefen kann, so sollten Möglichkeiten ihres Zusammenwirkens deutlich geworden sein. Wir könnten uns abschließend nun beispielsweise, gleichsam zur Demonstration oder zur Probe, zurück zu jener spottenden Gesellschaft wenden, die wir eingangs ihrem Hohngelächter überlassen hatten, könnten jenen so eigentümlich wirklichkeitsfernen Ethikrat zu mehr Mut zur Geschichte und zu größe-

rem Vertrauen in deren Erforschung ermuntern, nichts entzöge sich einer Geschichtswissenschaft, die sich als Erfahrungs- und Lebenswissenschaft begreift. Doch drängt die Zeit und ich muß mir dergleichen Nutzenwendungen versagen.

Statt dessen ziehe ich ein knappes Resümee: Manches, was in der vergangenen Stunde angesprochen wurde, ist Zukunftsmusik; noch fehlt uns Historikern das Instrumentarium für solche Forschung. Aber dieses Manko teilen wir mit allen Kognitions- und allen Biowissenschaften. Forschung, auch historische, trachtet seit je nach der *Terra incognita*. Die Geschichtswissenschaft, die gleich jeder Wissenschaft auch in ihren herausragenden Vertretern nicht weiß, warum sie zu ihren Fragestellungen, ihren großen Einfällen, Bewertungen und weiterführenden Assoziationen, zu ihren Erkenntnissen, warum sie trotz *identischer* Quellen zu so *divergierenden* Urteilen gelangt, die Geschichtswissenschaft also wird sich auf derartige Fragen einstellen müssen, will sie als Wissenschaft vom Menschen und nicht nur als antiquarischer Lustspender weiterhin ernst genommen werden. Verzagen muß sie nicht; sie ist eine Erfahrungs-, Kognitions- und Lebenswissenschaft, hat reiche Untersuchungsfelder anzubieten, die um so ergiebiger sein dürften, je tiefer sie in die Vergangenheit zurückführen, je länger also die Erfahrungswerte sind, mit denen sie aufzuwarten vermag, und je sicherer zugleich ihre Befunde herausgearbeitet werden können. Hier besitzt die mittelalterliche Geschichte eine gute Ausgangsbasis. Sie schaut noch in die Antike, die erstmals den Schritt zur Wissenschaft tat, und die Neuzeit, welche den Rationalismus des Mittelalters erbte, ist ihr nicht fremd; sie versteht zu vermitteln und Wissen, seine Wirkungen und Transmissionen über lange Zeiträume zu verfolgen. So liefert sie Basisdaten für notwendige Orientierung im Heute und ist mit all dem mehr denn je Herausforderung.